

Insel

Ulrike  
Edschmid  
Die  
Liebhaber  
meiner  
Mutter

Roman



Die Sommertage, an denen der erste Mann der Mutter im Segelflugzeug am Himmel über der Rhön kreiste, gehören in die Vorzeit. Er ist gefallen, die Erzählerin bleibt ohne Erinnerung an ihren Vater. Eine einsame Burg wird zur Zuflucht, nicht nur für die Mutter, die ihre Kinder mit Webarbeiten ernährt, sondern auch für entwurzelte Menschen aus der Umgebung. Die Härte des Lebens scheint die ungewöhnlich souveräne Frau, die auch den Tod zweier Kinder zu verkraften hatte, nicht zu verbittern. Sie versteht es, sich ihr Glück zu nehmen, wo es sich ankündigt. Liebhaber tauchen auf und gehen, wenn die Zeit um ist. Ein Student, eigentlich der Geliebte ihrer Freundin Claire. Ein amerikanischer Soldat, der mit den Befreiern gekommen ist; nach ein paar Monaten wird seine Einheit abgezogen – Abschied von einer Liebe, die ein unerfülltes Versprechen blieb, eines von vielen im Leben dieser Frau.

Wie in ihrer letzten Erzählung *Nach dem Gewitter* geht es Ulrike Edschmid um die Gelenkstellen, die Wendepunkte des Lebens. Aus großer Ferne blickt sie zurück auf jene Zwischenzeit, in der die vergangene Welt in Trümmern lag und eine andere als Verheißung am Horizont erschien. Die Freiheit der Mutter, ihre Liebhaber wieder fortzuschicken, war genauso ungewöhnlich wie die Leichtigkeit, mit der sie sich über die materielle Enge erhob. Trotz schmerzlicher Erfahrungen blieb sie dem Leben zugewandt. Als wäre Hannah Arendts Gedanke, immer wieder von vorn beginnen zu können, ihr heimliches Lebensprogramm gewesen.

Ulrike Edschmid

Die Liebhaber  
meiner Mutter

Roman

Insel

Erste Auflage 2016

© Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig 2006  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach  
Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-24083-9

Die Liebhaber  
meiner Mutter



# I

Damals war er der Liebhaber von Claire gewesen. Ich weiß nicht, ob sie bereits mit der Absicht, ihren Liebhaber an meine Mutter weiterzugeben, an jenem Winterabend gekommen war. Ich habe vergessen, meine Mutter danach zu fragen, und jetzt ist es zu spät. Claire und ihr Liebhaber müssen in der hereinbrechenden Dämmerung von der einsamen Bahnstation ins Tal gegangen sein, die Umrisse des schwarzen Felsens vor Augen, welcher der Burg, in der wir lebten, den Namen gab. Wahrscheinlich lag Schnee und erhellte den Fichtenweg, der zu uns hinaufführte. Die Abkürzung über den Geisberg, wo sich die Häuser der ärmeren Bauern unter grauen Schindeln an den Felsen schmiegt, war steil und in der Dunkelheit schwer zu finden, wenn man sich nicht gut auskannte. Und Claire konnte sich nicht gut aus.

Claire war immer eine Fremde geblieben. Aus einer zerstörten Stadt war sie im letzten Kriegsjahr in das Dorf gekommen. Mit ihrem Mann, einem Bühnenbildner, der kaum sehen konnte und, wie ich mich erinnere, an Bilder immer ganz nah heranging, um sie zu ertasten, hatte sie Unterschlupf in einer Dachkammer des alten Herrenhau-



ses am Fuß der Burg gefunden. Kurz nachdem der Krieg vorüber war, verließ Claire ihren Mann. Sie ist gegangen, sagte meine Mutter, weil er in einem einzigen, beiläufig hingeworfenen Satz seine Verachtung für das zum Ausdruck gebracht hatte, was sie täglich für das gemeinsame Überleben in der winzigen Dachkammer tat. Eines Morgens verschwand sie durch die kleine Pforte in der Mauer, die das Anwesen zum Dorf hin abschirmte. Fortan arbeitete sie als Ärztin in einem Krankenhaus. Zurückgekehrt ist sie nur noch einmal – an jenem Winterabend.

An Claires Ankunft kann ich mich nicht erinnern. Vermutlich war ich bereits eingeschlafen, als sie und ihr Liebhaber den Burghof erreichten. Wenn sie sich nicht mit einem Brief angekündigt hatte, wird sie sich, da die Tür zum Treppenturm bei Dunkelheit von innen verriegelt wurde und die alte Glocke eingerostet war, mit Steinchen am Fenster bemerkbar gemacht haben. Im Verlauf des Abends werden Gesprächsfetzen und Lachen durch den von einem schmalen Lichtstreifen erhellten Türspalt in das Zimmer gedrungen sein, wo mein Bruder und ich im Bett lagen. Irgendwann, erzählte meine Mutter, als der Teppich eingerollt worden war, habe sie ihr mit Pailletten und Perlen besticktes Mieder und den langen, weit schwingenden Rock angezogen, der am Saum beim Tanzen einen breiten gelben Streifen wie ein Feuerrad aufleuchten ließ. Dann führte der Liebhaber von Claire in der Jacke, die er als Rommels Panzerfahrer getragen hatte,

zuerst die eine, dann die andere Frau über die dunkelrot gebohnerten Dielen. Und da, sagte meine Mutter, sei es geschehen, daß er unmerklich aus Claires Armen in ihre Arme hinüberglied.

Der erste Zug ging morgens zwischen sechs und sieben. Claire verbrachte die wenigen verbliebenen Stunden der Nacht noch an der Seite des Mannes, mit dem sie gekommen war. Ihr Entschluß aber muß unverrückbar fest gestanden haben, denn sie wußte, daß ein einstündiger Weg in Eiseskälte vor ihr lag. Ohne ihn zu wecken, stand sie von der Couch im Wohnzimmer auf, drehte sachte den schweren Schlüssel im Schloß und ging in einem Bogen um das Dorf herum den Fichtenweg hinab. Im Tal überquerte sie den schmalen Fluß auf einer behelfsmäßigen Brücke, welche die alte, von abziehenden deutschen Truppen in letzter Minute gesprengte, leicht gewölbte Steinbrücke ersetzte.

Claire war leise fortgegangen, als alle schliefen. Für meine Mutter hinterließ sie eine kurze Mitteilung, daß sie zu ihrem Mann zurückkehren werde. Ihre Freundschaft, hatte sie in einem Postskriptum hinzugefügt, bleibe von ihrer Entscheidung unberührt. Meiner Mutter schien es, wie sie mir später erzählte, daß Claire auf einen solchen Augenblick der Klarheit gewartet hatte, um einen Gedanken, den sie schon länger in sich bewegte, in die Tat umzusetzen. Dennoch fiel ihre Entscheidung plötzlich und unerwartet, wemgleich es für alle vielleicht der richtige Zeitpunkt war – für meine Mutter, für Claire und für ih-

ren Liebhaber. Sie ist weg, hatte er am nächsten Morgen gesagt und war geblieben. Der Liebhaber von Claire war vierundzwanzig Jahre alt, als er zu meiner Mutter überwechselte. Und er verfügte über einen unerschöpflichen Reichtum an orientalischen Märchen von *Tausendundeine Nacht* bis Wilhelm Hauff.

Bis dahin kannte ich nur die Märchen der Brüder Grimm, die ihre Kindheit nicht weit von uns entfernt in einem Ort nahe der Kreisstadt verbracht hatten. Die Gestalten aus ihren Märchen hatte meine Mutter, bevor sie zu weben begann, in kleinen Stoffpuppen nachgebildet und für Kaffee in die Schweiz verkauft. Die Geschichten schienen mir wie ein Spiegel des Lebens, das ich täglich sah, wenn ich durchs Dorf ging. Es war kalt. Die Menschen waren arm wie auf dem Geisberg, wo sie sich nur eine Ziege halten konnten und auf harten Stühlen in rußgeschwärzten Küchen beieinander saßen. In der Ferne undurchdringliche Wälder voller Unheil und Gefahr. Die Rauchsäule des Köhlers, an manchen Tagen von der Burg aus sichtbar, lockte Hänsel und Gretel ins Verderben. Rotkäppchen ging durch den Wald am Eschenberg, und der Wolf verschlang die Großmutter in Fischers Hütte, wo der Grenzstein ins Bayrische stand. In allen Geschichten drohte der Untergang. Selbst wenn am Ende die Rettung nahte, bedeutete dies doch keine Veränderung der grausamen Wirklichkeit.

An der Seite meiner Mutter lag jetzt der Liebhaber von Claire, und wenn ich mit meinem Bruder sonntagmor-

gens am Fußende ihres Bettes kauerte, tat sich eine magische Welt auf, voller Verwandlungen und erfüllter Wünsche. Man saß in Zelten auf weichen Kissen und flog auf Teppichen. Der Liebhaber von Claire war dort gewesen, im Morgenland. Er hatte die weißen Städte mit den geheimnisvollen Gassen und Märkten gesehen. Wenn der Abendstern aufgegangen war, stiegen wir auf den Altan der Ruine, der zwischen zwei geborstenen Türmen ins Land ragte. Wir betrachteten den Himmel, unter dem er die Wüste durchquert hatte. Meine Mutter zeigte uns die Kassiopeia, den Orion, den Großen und den Kleinen Bären. Claires Liebhaber erzählte die Geschichte von Sindbad dem Seefahrer, und wenn eine Sternschnuppe vorüberflog, wünschte ich mir, er würde niemals aufhören.

## II

Meine Mutter gehörte zu den Frauen, die nie verlassen wurden. Sie bestimmte, wann die Zeit um war. Sie tat es ohne Bedauern. In ihrem Leben gab es nur einen Mann, den sie gehen lassen mußte – meinen Vater. Er meldete sich freiwillig an die Front, als nichts mehr zu retten war. Vielleicht, so mutmaßte meine Mutter, wenn sie später nach Erklärungen suchte, betäubte die Gefahr seine immer stärker werdenden Zweifel an der nationalsozialistischen Sache, an die er geglaubt hatte. Auf einer kleinen Landkarte, die Deutschland kurz hinter Warschau enden läßt, folgte sie mit Pfeilen seinem Weg – nach Krakau, Kiew, Charkow, vorbei an Stalingrad bis in den Kaukasus. Weil er sich mit der Bauweise russischer Holzhäuser auskennt, soll er als Architekt bei der Planung eines Erholungszentrums für deutsche Offiziere am Schwarzen Meer hinzugezogen werden. Dazu kam es nicht mehr. Kurz vor Grosny drehen die Pfeile ab, führen über Rostow, Woroschilowgrad wieder zurück bis Charkow. Aus Charkow kam sein letzter Brief. Er schreibt, daß er an sie denke wie an eine ferne, schöne Welt oder einen Traum, den man einmal gehabt hat. Von dort aus gibt es keine Pfeile mehr. Es sind noch etwa einhundert Kilometer bis

Bjelgorod, wo er im Sommer 1943 schwer getroffen wird und stirbt, vierunddreißig Jahre alt. Später, als sie gegen die Trauer und das Verlangen aufzubegehren begann, mein Vater hätte, ganz gleich wie, zurückkehren sollen, stellte sich meine Mutter manchmal vor, wie sein Leben weitergegangen wäre – ein gezeichneter und vom Krieg zerstörter Mann, der seine Karriere als Architekt auch den Nazis verdankte. So empfand sie den Tod schließlich als Erlösung, weil er ihm die Augen endgültig davor verschloß, in welches Verderben er verstrickt gewesen war.

Sein Foto hing in der Fensternische gegenüber dem Glockenturm, wo meine Mutter frühstückte, wenn mein Bruder und ich in der Schule waren. Ein Mann mit dunklen, kräftigen Haaren beugt sich lächelnd über einen Zeichentisch. Er wirkt übermüdet und unrasiert, wie nach einer durcharbeiteten Nacht während eines Wettbewerbs. An der Hand, mit der er den Zeichenstift hält, ist der Ring zu sehen, den meine Mutter wenig später mit dem ihren zusammenfügen wird.

Alle anderen Fotos legte sie zusammen mit den Tagebüchern und Briefen meines Vaters in einen rötlich-braunen Pappkarton, der einem Hersteller pharmazeutischer Spezialitäten aus Darmstadt kurz nach dem Krieg für Arzneimittelsendungen an einen Apotheker im oberhessischen Lich gedient hatte. Ich weiß nicht, wie diese Pappkiste auf die Burg und in unseren Besitz kam und warum sie dazu auserkoren war, die wenigen sichtbaren Spuren unserer Familiengeschichte aufzubewahren. Meine Mutter lebte

nicht mit Bildern. Sie erinnerte sich anders. Von dem Platz unter dem Lächeln meines Vaters schaute sie an klaren Tagen bis in die bläulich schimmernden Berge der Rhön, jene Landschaft, die sie für immer mit ihm verband.

Nach ihrem Tod trug ich den Karton mit der inzwischen verblaßten Aufschrift Henkel Zell-Leim jahrelang mit mir herum. Meine Mutter hatte ihn früher hin und wieder geöffnet, bei Umzügen oder anderen größeren Veränderungen, als wollte sie sich vergewissern, daß es eine Familiengeschichte gab, wie wenig davon auch zu sehen war. Es war ihre Geschichte, die in der Kiste verborgen lag, nicht meine, so empfand ich es. Da schlenderten meine Eltern Arm in Arm am Olympiastadion vorbei, sie in einem dunklen Nadelstreifenkostüm, er in alter Cordhose und einem Hemd ohne Schlips. Einmal hält er mich, ein winziges Bündel, auf dem Arm. Aber ich habe keine eigene Erinnerung an ihn. Nur manchmal taucht aus dem Dunkel meiner frühesten Zeit die Silhouette eines Mannes auf, der ein Gartentor öffnet und auf einem Sandweg davongeht. Und später, verstört im Gedanken an seine Verstrickung, hielt ich mich fern und verlor meinen Vater noch einmal. Ich wünschte mir, er wäre dagegen gewesen. Aber ich war die Tochter eines Mannes, der mitgemacht hatte.

Was blieb, waren Erzählungen meiner Mutter, romantische, verklärte Geschichten aus ihrem kurzen gemeinsamen Leben. Als sie sich in Düsseldorf, ihrer beider Hei-

matstadt, begegneten, war die Liste seiner vergangenen Liebschaften lang. Doch mit sicherem Instinkt spürte er, daß sie ihm zur Seite stehen würde in seinem Taten-  
drang, seiner Abenteuerlust, in seinem Bedürfnis, immer wieder etwas Neues auszuprobieren, in seinem Ehrgeiz und auch in seinem plötzlich ausbrechenden Freiheitsver-  
langen. Und sie fand in ihm die Herausforderung, die sie gesucht hatte. Zu Beginn ihrer Liebe, gegen Mitte der dreißiger Jahre, war meine Mutter zum erstenmal in das hessische Dorf an den Ausläufern der Rhön gekommen. Zuvor hatte sie vergeblich versucht, einen Studienplatz für Berufsschulpädagogik zu bekommen. In einer mehr-  
jährigen Wartezeit absolvierte sie zunächst alle vorge-  
schriebenen Praktika und lernte schließlich an der Kunst-  
akademie weben. 1935 hatte sie sich in einem Schnellkurs zur Erzieherin ausbilden lassen. In dem alten Herrenhaus, das Claire später als Zuflucht vor den Bomben dienen sollte, unterrichtete sie fortan junge zur Landarbeit ver-  
pflichtete Mädchen. Mein Vater, der sich dem Fortschritt der Bewegung am Boden und in der Luft verschrieben hatte, studierte in Stuttgart. Nachts kam er mit dem Mo-  
torrad herüber, kletterte auf die hohe Mauer, die das Haus umgab, sprang auf das Schieferdach, kletterte zu ihrem Fenster hinauf, um noch im Morgengrauen auf demsel-  
ben Weg wieder zu verschwinden. An einem Sonntag-  
morgen entführte er sie, ver mummt in seinem Beiwagen, vor den entsetzten Augen der katholischen Mädchen, mit denen sie über die Landstraße ins Bayrische zur Kirche



ging. Oder er flog von der nahen Wasserkuppe mit dem Segelflugzeug herüber und warf an sie adressierte Päckchen und Briefe ab, die ihr die Bauern eilends brachten, wenn er den Hof ihres Hauses verfehlte. Mit ihm war sie aufgestiegen in die Luft, hatte in dem Motorflieger gesessen, der seinen Segler hochzog. Sie hatte ihm nachgeschaut, wenn er über die Berge der Hohen Rhön entschwebte. Aber sie war auch in einen Abgrund gestürzt, als er kurz vor der Hochzeit seine Entscheidung noch einmal auf die Probe stellte – durch eine Affäre mit einer anderen Frau. An einem sonnigen Herbsttag des Jahres 1937 verband er sich mit meiner Mutter im gepflasterten Hof des Herrenhauses unter alten Apfelbäumen, von allen Zweifeln gereinigt. Im Zentrum Berlins baute er sein erstes Büro auf, verlegte es wegen eines großen Auftrags nach Braunschweig, sah seine Familie nur selten, verlegte das Büro wieder zurück und arbeitete gegen Ende in der Versuchsanstalt für Luftfahrt in Adlershof. Die Halle, in der er mit verschiedenen Stromlinienformen experimentierte, steht noch heute baufällig in einer Brache. Während sie in einem kleinen Haus in der Nähe des Langen Sees im Osten der Stadt jedes Jahr ein Kind zur Welt brachte, tat er alles, um sein Ziel zu erreichen: mit vierzig Jahren nur noch das zu bauen, was er wirklich bauen wollte. Mal verdiente er viel, mal war das Konto leer. Mal reichte das Geld nicht, um die Wohnung warm zu bekommen, mal brausten sie mit dem Motorrad oder mit einem DKW-Cabriolet über die Avus. In den Nächten,

wenn er an Wettbewerben arbeitete, blieb auch sie wach, kochte Kaffee und schraffierte Flächen in seinen Entwürfen. Rigoros forderte er von ihr Hingabe und Unabhängigkeit zugleich. Meine Mutter aber, so schien es ihr später, gab sich in dieser Liebe auf.

In ihren Erzählungen standen die Wörter »glücklich« und »schwierig« gleichwertig nebeneinander. Sie sprach von einer Liebe, die sich aus Überraschungen und unvorhersehbaren Ereignissen speiste, mit denen er ihre Tage und Nächte verzaubert, manchmal auch verfinstert hatte. Es waren Augenblicke eines schmerzlich erinnerten Glücks, in denen ich nicht vorkam. Bei meiner Geburt verspätete er sich, und danach war er die meiste Zeit fort. Die wenigen Jahre hatten nicht ausgereicht, daß er für mich ein Vater hätte werden können. Er ist ihr Mann geblieben. Fünfundzwanzig Jahre sind seit ihrem Tod vergangen. Ohne die leise, aus ihrer Stimme herüberwehende Trauer, erstarren ihre Geschichten zu Anekdoten. Es gibt niemanden mehr, der noch Auskunft geben könnte. Geblieben sind unbekannte Tiefen einer Kiste und eine Landschaft, über die mein Vater einst hinwegglitt, lautlos und schwerelos.

Immer noch werden die Segler auf dem höchsten Berg der Rhön von kleinen Maschinen an einem Seil in den Himmel gezogen. Dann löst sich das Seil, und der weiße Vogel entschwindet in der Ferne. Ein Museum dokumentiert die Geschichte des Fliegens. Erste Flugversuche mit Gleitern. Später, es ist das Jahr 1933, lehnen junge Männer

in Overalls, die Zigarette im Mundwinkel, an filigranen Doppeldeckern. Ihre Aufmerksamkeit ist auf Wolf Hirth gerichtet, den Weltmeister im Segelflug, der mit umgeschnalltem Fallschirm im Gras sitzt. Auch einer der jungen Männer liegt im Gras, mit dem Rücken zum Betrachter. Obwohl man nicht viel von ihm sehen kann, Schultern, ein Ohr, leicht gewelltes, kräftiges dunkles Haar, weiß ich, daß es mein Vater ist.

Ganz unten in der Fotokiste finde ich die gleiche Szene auf einem Abzug. Er liegt zwischen seinen Tagebüchern und Briefen und unzähligen anderen kleinen Bildern mit gezacktem Rand, die ich noch nie gesehen habe. Sie zeigen einen Mann, der immer in Bewegung ist. Mal macht er sich in einer Werkstatt am Rumpf eines Flugzeugs zu schaffen, mal begutachtet er eine Bruchlandung im Schnee. Dann mißt er etwas unter einer Maschine aus, oder er beugt sich über einen Flügel. Stets ist er auf diese oder jene Weise mit der Fliegerei beschäftigt, und immer trägt er dabei eine schwarze Baskenmütze. Er trägt sie auch, als er eingezogen wird. Mit einem Tornister auf dem Rücken scheint er einen SA-Mann nach dem Weg zu fragen, zur Kaserne oder sonst wohin. An seinem Revers steckt ein Abzeichen. Mit der Lupe ist zu sehen, daß es kein Hakenkreuz ist, sondern das Abzeichen der Segelflieger, drei weiße Schwingen auf blauem Grund.

Erst nachdem er meine Mutter geheiratet hat und nach Berlin gegangen ist, rückt die Architektur in den Mittelpunkt seines Lebens. Aber nur ein einziger Bau ist doku-

mentiert. Unter einem bewegten Himmel ragen die riesigen Gerüste einer Industriehalle auf. Sie wird der Stahlproduktion dienen im kurz bevorstehenden Krieg. Ganz oben auf dem Gerüst, in etwa zwanzig Metern Höhe, steht ein Mann. Er trägt eine schwarze Baskenmütze und schaut hinab, während der Wind durch seinen Mantel fegt.

Als meine Mutter ihn das letzte Mal sah, schlossen sich die Türen der S-Bahn hinter ihm. Der Zug, der ihn fortbrachte, würde ihre Bahn, mit der sie nach Hause fuhr, überholen. Wir sehen uns ja noch einmal, hatte mein Vater gesagt, der nicht Abschied nehmen wollte. Aber die Bahn meiner Mutter verspätete sich. Während sie an der Stelle, wo die Züge, bevor die Strecken auseinanderführten, vor einer Weiche kurz nebeneinander hergleiten sollten, vergeblich nach ihm Ausschau hielt, ahnte sie, daß sie ihn nie wiedersehen würde.

Ihr erstes Kind kam mit der Nabelschnur um den Hals tot zur Welt. Auch das hatte sie geahnt. Und als ihr jüngstes Kind neun Monate alt war, erschien ihr ein Unheil im Traum, aber sie erkannte nicht, was es war. Sie konnte nicht wissen, daß das Leben des kleinen Jungen an dem Nachmittag enden würde, an dem sie in die Stadt gefahren war. Es geschah in einem Augenblick, als er vom Kindermädchen allein gelassen worden war. Ein Augenblick, der ausreichte, seinen Atem mit einem Gurt zu ersticken, der sich um seinen Hals zusammenzog.